

Aus Freude am Lesen

Thomas Nyström reist nach Hamburg, um seine Freundin, die Journalistin Helen Jonas zu sehen. Doch er findet ihre Wohnungstür versiegelt vor: Helen Jonas ist tot. Natürliche Todesursache, meint die Polizei. Doch Thomas Nyström glaubt nicht daran. Zusammen mit der Schwester der Toten, Anna Jonas, findet er heraus, dass die Journalistin einem Umweltskandal auf der Spur war, der eine gigantische Meeresverseuchung zur Folge hatte. Nyström und Jonas folgen der Spur des Öls und bekommen es mit einem übermächtigen Gegner zu tun, der sie gnadenlos in die Enge treibt ...

LUKAS ERLER, Jahrgang 1953, studierte Soziologie, Philosophie und Sozialgeschichte in Marburg und absolvierte dort eine Ausbildung zum Logopäden. Er arbeitete als Soziologe in der Stadtentwicklungsplanung und ist seit über zwanzig Jahren als Logopäde in der neurologischen Rehabilitation tätig. Lukas Erler lebt mit seiner Frau und zwei Söhnen in Nordhessen. *Ölspur* ist sein erster Roman.

Lukas Eler

Ölspur

Kriminalroman

btb



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2012,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © der Originalausgabe 2010 by Kein & Aber AG
Zürich – Berlin
Umschlaggestaltung: semper smile, München
Umschlagmotiv: © mauritius images/imagebroker/Christian Ohde
Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
LW · Herstellung: BB
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74309-4

www.btb-verlag.de

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de.

»Es gibt Menschen auf dieser Welt, die herumlaufen und verlangen, dass man sie tötet. Sicher hast du sie schon bemerkt. Sie fangen beim Glücksspiel an zu streiten, springen voll Wut aus ihren Autos, wenn ihnen ein anderer auch nur den kleinsten Kratzer am Kotflügel beibringt, sie demütigen und tyrannisieren Menschen, deren Veranlagung sie überhaupt nicht kennen ... Diese Menschen gehen durch die Welt und rufen allen zu: Tötet mich! Tötet mich! Und immer ist jemand zur Hand, der ihnen diesen Gefallen erweist!«

Don Corleone (Mario Puzo, *Der Pate*)

»Wir handeln nicht mit Bildern, sondern mit der Realität.«

Edward Bernays (Gründervater der PR-Branche)

»Die fast unlösbare Aufgabe besteht darin, weder von der Macht der anderen noch von der eigenen Ohnmacht sich dumm machen zu lassen.«

Theodor W. Adorno, *Minima Moralia*

Vorbemerkung

Das vorliegende Buch ist ein Kriminalroman. Alle darin vorkommenden Privatpersonen sind Fiktion, eine Ähnlichkeit mit wirklichen oder gar noch lebenden Menschen wäre rein zufällig, und selbstverständlich ist die ganze Geschichte frei erfunden.

Darüber hinaus handelt das Buch von der völlig wahnwitzigen Verseuchung der Meere und der Macht der PR-Industrie. Bei beiden Themenkomplexen sind Ähnlichkeiten mit tatsächlich existierenden Firmen und Institutionen leider unvermeidbar.

Trotzdem wollte ich natürlich mit keiner Zeile den Eindruck erwecken, dass eine der real existierenden PR-Firmen auf die Idee kommen würde, mit illegalen Methoden die Interessen ihrer Kunden zu schützen, oder dies jemals getan hätte. Bleibt letztendlich die Frage, warum man ihnen so gut wie alles zutraut.

Prolog

Es ist sehr schnell dämmerig geworden. Wenn ich aus dem Fenster schaue, sehe ich eine flache Weidelandchaft und einen schnurgeraden Kanal, der an beiden Uferseiten von Bäumen gesäumt wird. Im verblassenden Tageslicht zeichnen sich die Umrisse der Bäume scharf gegen den Himmel ab. Ich bin noch nie in Flandern gewesen. Aber das hat nichts zu sagen. Ich habe ja auch noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt. Eine doppelläufige Schrotflinte, sehr groß, sehr schwer, die sich fabelhaft anfühlt. Schließlich gibt es für alles ein erstes Mal.

Im Schuppen neben dem Haus habe ich zwei Petroleumlampen gefunden, die ich jetzt anzünde. Der Strom funktioniert schon lange nicht mehr. Das alte Bauernhaus muss schon vor Jahren verlassen worden sein, aber eigentlich ist es in erstaunlich gutem Zustand. Das Dach ist noch dicht, und niemand hat sich die Mühe gemacht, die Fenster einzuwerfen. Bis auf einen Tisch, drei Stühle und ein uraltes Sofa sind alle Einrichtungsgegenstände verschwunden. Auf dem Sofa liegt der Mann, der mir zum Schluss die Wahrheit gesagt hat.

Nun ja, das ist vielleicht nicht ganz richtig. Um ehrlich zu sein: Ich habe ihn so lange misshandelt, bis er mir erzählt hat, was ich wissen wollte. Ich bin nicht stolz darauf, aber es tut mir auch nicht leid. Er hat mir erzählt, wie alles angefangen hat. Und wie es schließlich außer Kontrolle geriet. Ich verstehe jetzt die Zusammenhänge, aber ich werde nicht viel damit anfangen können.

Der Mann auf dem Sofa hat mir noch etwas anderes anvertraut: dass sie nämlich keinesfalls die Absicht haben, mich am Leben zu lassen. Ihn übrigens auch nicht. Ich gehe zum Sofa und betrachte sein zerschlagenes Gesicht. Ich überprüfe seine Fesseln, richte ihn auf und gebe ihm etwas Wasser. Vielleicht brauche ich ihn noch.

Draußen ist es jetzt vollständig dunkel. Das Flackern der Öllampen taucht den Raum in ein unwirkliches Licht. Ich setze mich auf einen der wackeligen Stühle und richte den Lauf des Gewehres auf die Tür. Dann stelle ich die zwölf Patronen, die noch in der Schachtel waren, in einer Reihe vor mir auf dem Tisch auf. Zwölf ist eine gute Zahl. Zwölf Apostel, zwölf Geschworene, zwölf Schuss.

Sobald ich anfangen, über die Ereignisse nachzudenken, kommt mir alles völlig unreal vor. Nichts von alledem, was passiert ist, hätte ich vor drei Wochen für möglich gehalten. Ich gehöre nicht hierher. Ich interessiere mich nicht für Verschwörungen, Schusswaffen oder erpresste Geständnisse. Normalerweise beschäftige ich mich mit kranken Gehirnen. Aber wenn ich es mir recht überlege, bin ich von diesem Thema auch jetzt gar nicht so weit entfernt.

Eins

Der Mann wusste nicht, was er tun sollte. Sein Blick wanderte durch den kleinen Raum und blieb an seinem Spiegelbild haften. Er sah sich selbst vor einem großen Tisch sitzen und bemerkte den feinen Schweißfilm auf seinem Gesicht. Die Größe des Spiegels machte ihn noch nervöser. Vor sich auf dem Tisch sah er mehrere Gegenstände, die er kannte. Eine Kaffeemaschine, eine Karaffe mit Wasser, eine Filtertüte. Eine Dose mit gemahlenem Kaffee. *Natürlich* wusste er, was das war – und was wir von ihm wollten.

Er berührte die Kaffeemaschine vorsichtig mit zwei Fingern. Offenbar versuchte er, den Anfang zu finden. Er nahm aus der Dose etwas Kaffeepulver und schüttete es in den Wasserkrug. Beinahe zufrieden beobachtete er, wie das braune Pulver durch das Wasser rieselte und sich am Boden der Karaffe absetzte. Dann goss er das Wasser mit dem Pulver in den Trichter der Kaffeemaschine. Jetzt noch die Filtertüte. Er zog seine ausgestreckte Hand wieder zurück. Das poröse, braune Papier hatte sich fremd angefühlt, und ihm wurde klar, dass er nicht wusste, was er mit der Filtertüte anfangen sollte. Er war offensichtlich verwirrt, schüttelte den Kopf und steckte die Filtertüte versuchsweise in den Plastikfilter. Das *sah* zumindest richtig *aus*. Aber er wusste nicht, wie es weiterging. Ein Ausdruck von leiser Verzweiflung und Resignation lag auf seinem Gesicht, als er direkt in den Spiegel blickte.

Eine junge Frau hinter dem Spiegel fing diesen Blick auf und wich unwillkürlich etwas zurück. Sie saß mit einer Gruppe von weiteren zehn Studenten in einem Halbkreis, die den Mann im Nebenraum beobachteten. Nur auf seiner Seite war das große Glasfenster ein Spiegel.

»Was Sie gesehen haben, bezeichnet man als ideatorische Apraxie.«

Meine Stimme aus dem hinteren Teil des Raumes war wie immer etwas heiser, und das Sprechen strengte mich an. Die Studenten drehten sich halb um, und einen Moment schien es so, als seien sie überrascht, dass ich noch da war.

»Sehen Sie, die Aufforderung an den Mann lautete: Machen Sie bitte vor, wie man Kaffee kocht. Die ideatorische Apraxie ist charakterisiert durch die Unfähigkeit des Patienten, Bewegungen sequenziell zu komplexen Handlungsfolgen aufzubauen. Häufig kommt es, wie Sie sehr schön sehen konnten, zu sogenannten ratlosen Abbrüchen. Tatsächlich ist der Patient nicht in der Lage – ich zitiere –, »eine Situation so zu organisieren, dass er logisch aufeinanderfolgende Handlungen mit mehreren Objekten ausführen kann, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen«. Sie werden mir zustimmen, dass diese Störung durchaus alltagsrelevant ist. Die neurologischen Details hören Sie in der nächsten Woche. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.«

Ich wartete das leise Lachen und den verhaltenen Beifall der Studenten ab und verließ den Seminarraum. Ich war so müde, dass ich die helle Stimme, die hinter mir meinen Namen rief, nicht sofort registrierte.

»Dr. Nyström, bitte warten Sie!«

Hinter mir war die junge Studentin, die sich bei der Ver-

zweiflung des Mannes hinter der Scheibe so offensichtlich unwohl gefühlt hatte.

»Ich möchte gern noch mehr dazu lesen. Das war echt bizarr, was er da gemacht hat, ich meine ...«

»Ja«, sagte ich, »das ist der besondere Witz an der Neuropsychologie. Eine kleine Verschiebung in der Chemie da oben – und: hasta la vista, baby!«

Sie sah mich konsterniert an und hatte ganz offenbar eine wissenschaftlich differenziertere Äußerung erwartet.

Ich riss mich zusammen und versuchte, freundlich zu sein.

»Lesen Sie *Control of Human Voluntary Movement* von Rothwell. Schon etwas älter, aber eine gute Übersicht.«

Sie war hübsch und hatte einen intensiv wissbegierigen Gesichtsausdruck, der mir gefiel.

»Okay, ich muss los. Schönes Wochenende.«

Mit einem gezwungenen Lächeln drehte ich mich um und hastete durch das große Glasportal des Instituts ins Freie. Es war später Nachmittag und ziemlich kalt für April. Ich spürte die Kälte in den Lungen und widerstand der Versuchung, mir eine Zigarette anzuzünden. Never before sunset, lautete Hemingways alte Säuferregel, aber das galt nicht für mich. Auch nach Sonnenuntergang würde es keine Zigarette geben. Ich hatte seit 434 Tagen nicht geraucht, und das war die längste Zeit meines Lebens gewesen. Ich ging über den Parkplatz, schloss den alten Saab auf und roch den letzten Rest des kalten Rauchs, der in den 434 Tagen nicht herausgegangen war. Der Lungenzug mit frischer Aprilluft hatte eine unbändige Lust auf eine Zigarette ausgelöst. Vorsichtig löste ich die Finger von der Marlboro-Schachtel in meiner Manteltasche und fuhr nach

Hause. Ich hatte eine geräumige Altbauwohnung am Stadtrand von München, die mich weit mehr als die Hälfte meines Monatsgehalts kostete. Gut angelegtes Geld, wie ich fand. Helen liebte die Wohnung, aber sie war trotzdem wieder weggefahren. Und ich hatte sie gehen lassen.

Ich dachte an die Studentin im Institut und wusste, dass ich sie beinahe angeschrien hatte wegen ihrer harmlosen Bemerkung. Von wegen bizarr. In Småland saß ein alter Mann in einem bunten Holzhaus, der sich dabei beobachtete, wie ihm der Verstand abhandenkam. Zumindest eine Weile würde er es noch merken.

Bei meinem letzten Besuch in Schweden hatte ich die MRT-Bilder vom Gehirn meines Vaters gesehen und wusste, dass diese Weile kurz sein würde.

Ein Neuropsychologe, dessen Vater an Alzheimer erkrankt, *das* war bizarr. *Quatsch!* Deutlich hörte ich Helens Stimme in meinem Kopf. *Das ist auch nicht ungewöhnlicher als ein Augenarzt, dessen Vater blind wird. Oder ein Cowboy, dessen Vater Rinder stiehlt, obwohl ...* Wie immer hatte ihr Sarkasmus mich aus dem Stimmungstief herausgeholt.

Ich ging zur Stereoanlage, schob eine CD von Yo-Yo Ma rein und setzte mich in einen Ledersessel, der so groß war, dass ich darin abtauchen konnte. Mit geschlossenen Augen konzentrierte ich mich auf den tiefen und warmen Klang des Cellos. *Der beste Cellist aller Zeiten*, hatte Helen verkündet, als sie mir die CD schenkte.

Als meine Eltern nach Schweden zurückgingen, war völlig klar, dass ich in München bleiben würde. Nie im Leben hätte ich die bayerischen Biergärten gegen schwedische Alkoholgeschäfte eingetauscht. Schließlich hatte auch meine Mutter den jungen Gunnar Nyström in einem

Biergarten kennengelernt. Der Beginn einer bayerisch-schwedischen Liaison, die sich erstaunlich gut gehalten hatte. Bis Anfang letzten Jahres jedenfalls, als Gunnar auf dem Parkplatz des Supermarktes seinen Volvo nicht wiederfand.

Immer wenn sie anrief und mir von ihren Blumen oder den schwedischen Preisen erzählte, hörte ich einen anderen Text: Den ganzen Tag beschäftigst du dich mit anderen Leuten und ihren Problemen. Was ist mit uns?

Ich stand auf, ging zum Wandregal und goss aus einer Flasche Highland Park zwei Daumen breit Whisky in ein dickwandiges Glas. Mit dem Glas in der Hand kroch ich zurück in den Sessel und versuchte, nicht an Helen zu denken. Yo-Yo Ma vergnügte sich jetzt mit einem Tango von Piazzolla. Der Malt Whisky roch nach Rauch und Heide, und ich dachte zum wiederholten Mal daran, wie schwer es mir fiel zu trinken, ohne zu rauchen. Ohne Helen hätte ich auch das nicht geschafft. Um genau zu sein: Ich hätte es nicht einmal versucht.

Sie war mitgeflogen nach Schweden damals, nachdem der Anruf gekommen war. Nach der Landung in Stockholm waren wir mit einem Mietwagen nach Småland gefahren. Während der ganzen Fahrt hatte ich hartnäckig geschwiegen, während sie, auf das schwedische Tempolimit fröhlich pfeifend, den Wagen fuhr.

Warum lässt du dich so hängen? Weil dein Vater dir leidtut? Oder deine Mutter? Oder du dir selbst? Es wird viel Arbeit geben, aber die wird größtenteils deine Mutter erledigen. Kann es sein, dass der große Thomas Nyström beleidigt ist, weil er einen Vater bekommt, der den Verstand verliert?

Auf dieser Fahrt war mir klar geworden, dass ich sie nicht

annähernd so gut kannte wie sie mich. So viel zum Thema Psychologie.

Es funktioniert nicht mit uns beiden. Weil wir beide zu lange allein waren! Weil wir beide mit unseren Jobs verheiratet sind! Und weil wir zwei gottverdammte Eigenbrötler sind.

Sie hatte recht gehabt. Funktioniert hatte es nicht. Aber aufgehört auch nicht. Ich stand auf, setzte mich an den Schreibtisch, schaltete den PC an und sah auf die Uhr, während der Rechner mit sonorem Brummen hochfuhr. Es war kurz vor sieben. Prime Time. Ich sah zu, wie ihre E-Mail-Adresse an die richtige Stelle huschte, und begann zu schreiben:

An: Jonas.H@foxnet.de

Ich brauche dich. Bitte antworte mir. Lass mich nicht hängen.

Wir besuchten uns in unregelmäßigen Abständen und telefonierten gelegentlich. Hauptsächlich aber kommunizierten wir über das Internet. Jeden Abend ab sieben. Zur besten Sendezeit. Wenn etwas unsere Beziehung exakt widerspiegelte, dann diese elektronischen Plauderstündchen. Bis vor zwei Tagen jedenfalls. Seitdem hatte sie keine meiner Mails mehr beantwortet.

Ich ging ins Bad und ließ Wasser in die Wanne laufen. Anschließend goss ich noch einmal Whisky in das Glas, setzte mich damit langsam in das heiße Wasser und starrte auf meine Zehen.

Dr. Thomas Nyström, ein echter Kracher vom Max-Planck-Institut. Keine Aussicht auf eine Professorenstelle, keine Aussicht auf die Frau des Jahrhunderts, keine Aussicht auf eine Zigarette.

Dafür jede Menge Selbstmitleid, sagte Helens Stimme in

meinem Kopf. Sie hatte sich daran gewöhnt, das letzte Wort zu haben. Als das Wasser kälter wurde, stieg ich aus der Wanne und ging zum Computer. Keine Mail. Ich beugte mich über die Tastatur und begann zu tippen:

An: Jonas.H@foxnet.de

Wo steckst du?

Danach zog ich mir etwas über und wählte ihre Telefonnummer. Nach dem zehnten Klingeln legte ich auf. Bei der Handynummer meldete sich eine kühle Frauenstimme: »Der Teilnehmer ist zurzeit nicht erreichbar. Bitte hinterlassen Sie ...«

Zwei

Helen sitzt auf der sonnenüberfluteten Terrasse einer griechischen Taverne. Sie trägt einen Strohhut und ein weißes, ärmelloses Sommerkleid. Von meinem Beobachtungspunkt aus kann ich sehen, dass ihre Haut trotz der griechischen Sonne nur eine leichte Segelbräune aufweist. Sie bewegt sich sicher und ungezwungen, scherzt mit dem Kellner und trinkt zügig aus einem großen Cocktailglas.

Ich stehe auf einer Art Holzturm, wie sie als Aussichtsplattform für Strandwächter und Rettungsschwimmer gebaut werden. Nur dass ich nicht den Strand beobachte, sondern eine Terrasse. Obwohl diese ziemlich weit entfernt ist, kann ich Helen gut erkennen. Im gleißenden Licht der Nachmittagssonne sieht sie unglaublich schön aus. Ich sehe,

wie sie einen neuen Cocktail bestellt und sich aus dem Hintergrund, wo die Taverne sein muss, ein Schatten löst. Ein Mann betritt die Terrasse. Er ist mittelgroß und sehr schlank. Er trägt schulterlanges, dunkelblondes Haar und ist lediglich mit einer über den Knien abgeschnittenen Jeans bekleidet. Zielstrebig geht er auf Helen zu, küsst sie und setzt sich an den Tisch. Helens Gesicht hat jetzt einen merkwürdig ratlosen Ausdruck angenommen. Sie hat den Kuss des Mannes weder abgewehrt noch erwidert, sondern nur höflich gelächelt.

Ich bin überhaupt nicht eifersüchtig. Weil es nicht stimmt. Die ganze Szene stimmt nicht.

Der Mann hat einen Arm um Helens Schulter gelegt und angefangen, auf sie einzureden. Helen hört mit ernstem Gesicht zu, scheint aber nicht beunruhigt zu sein. *Das solltest du aber.*

Beide sind jetzt aufgestanden, und Helen wirft einen Geldschein auf den Tisch. Der Mann legt seinen Arm wieder um ihre Schultern, und gemeinsam gehen sie auf den Ausgang zu, den ich aber nicht erkennen kann. In diesem Augenblick dreht der Mann seinen Kopf um und sieht genau in die Richtung, in der sich mein Aussichtsturm befindet. Sein Gesicht wird von der hellen Sonne wie mit einem Scheinwerfer angestrahlt und zeigt einen höhnischen, frettchenhaften Ausdruck. Ich bin so erschrocken, dass ich einen kurzen Moment das Gleichgewicht verliere, und dann wird mir klar, was ich da sehe. Der Mann hat nicht einfach über die Schulter zurückgeschaut. Er hat, ohne den Rumpf zu bewegen, den Kopf vollständig nach hinten gedreht, sodass sein Gesicht sich unmittelbar über dem Genick befindet. Jetzt völlig panisch, fahre ich herum und sehe direkt hin-

ter mir eine grob gehauene Holzleiter. Ich haste drei Sprossen hinab und springe dann einfach nach unten. Aber es gibt dort keinen Strand. Ich lande mit den Füßen auf einer Asphaltstraße, und ein rasender Schmerz schießt meine Beine hinauf, explodiert in meinem Kopf. Und dann bin ich wach.

Ich war nass geschwitzt und zittrig, und in meinem Kopf hämmerte es gleichmäßig und heftig. »Bang, bang Maxwell's silver hammer came down upon his head.« Woher kannte ich das? Auch der Schmerz in meinen Beinen war real. Ein Wadenkrampf, gleich in beiden Beinen. Ich richtete mich auf, und Maxwells Hammer erhöhte die Taktfrequenz. »... made sure that he was dead.«

»Nicht ganz tot«, wollte ich sagen, aber meine Zunge spielte nicht mit. Dick und pelzig, wie ein toter Hamster, lag sie in meinem Mund und rührte sich nicht. Ich setzte mich auf die Kante der Ledercouch und versuchte, mich zu orientieren. Das Wohnzimmer lag weitgehend im Dunkeln, aber ich war eindeutig zu Hause. Der matt leuchtende Bildschirm des PCs tauchte den Schreibtisch in ein diffuses Licht, und ich konnte auch die Leuchtziffern meiner Armbanduhr deutlich sehen. Es war 4.30 Uhr. Der Schmerz in den Beinen ließ langsam nach. Ich hatte noch nie einen Albtraum gehabt. Zumindest keinen, an den ich mich nach dem Aufwachen erinnern konnte. Wie war das passiert? Ich hatte bis kurz vor Mitternacht versucht, sie anzurufen. Und die ganze Zeit getrunken. Danach war ich auf der Couch eingeschlafen und hatte angefangen, diesen Irrsinn zu träumen.

Ich ging ins Badezimmer, drehte die Dusche auf und wartete, bis der ganze Raum mit Wasserdampf gefüllt war.

Anschließend zog ich mich aus und stellte mich mitten in den heißen Strahl. Die Kopfschmerzen gingen etwas zurück, aber dafür spürte ich eine leichte Benommenheit, die sich im Laufe des Morgens zu einem veritablen Kater auswachsen würde. Meine Zunge erholte sich, während ich über den Traum nachgrübelte. Helen und ich hatten uns in Griechenland kennengelernt, aber das war auch schon alles. Mehr Realitätsbezug gab es nicht.

Wie wäre es mit deiner Eifersucht? Ich war nicht eifersüchtig! Nicht in dem Traum, aber sonst schon. Vergiss den Traum. Okay, aber das bringt uns zur Masterfrage: Wo ist sie?

»Schluss jetzt«, sagte ich, so laut ich konnte. Ich drehte das Wasser ab und begann, mich mit einem angewärmten Handtuch langsam und sorgfältig abzutrocknen. Anschließend zog ich einen Bademantel über und schluckte drei Aspirin. Ich kochte eine Kanne schwarzen Kaffee, zwang mich, zwei Scheiben Toast zu essen, und begann zu warten. Frühestens um sechs Uhr konnte ich sie anrufen. Sie jetzt zu wecken wäre ein verdammt großer Fehler gewesen.

Sie ist sowieso nicht da. Was willst du eigentlich? Bist du eifersüchtig oder besorgt?

Um Punkt 6.00 Uhr wählte ich Helens Nummer. Nach dem zehnten Klingeln stand mein Entschluss fest. Ich zog mich an, packte eine Reihe von Kleidungsstücken in einen kleinen Koffer und rief die Zugauskunft an. Rund drei Stunden später saß ich in einem klimatisierten Abteil des ICE von München nach Hamburg. Trotz meines Katers fühlte ich mich ausgezeichnet. Es war ein regnerischer Samstagmorgen, und das Wetter wurde schlechter, je weiter der Zug nach Norden kam.

Drei

In Hamburg schüttete es wie aus Kübeln. Ich hatte einen Teil der Zugfahrt verschlafen und merkte erst jetzt, wie hungrig ich war. An einem Kiosk kaufte ich mir ein ungenießbares Sandwich, das ich nach zwei Bissen wegwarf. Meine Hochstimmung war verschwunden. Es war eine lächerliche Idee gewesen hierherzufahren. Sie würde denken, dass ich sie kontrollieren wolle. Es war nun mal einfach so, dass sie überall hinfahren konnte, ohne mir Bescheid zu sagen. Aber würde sie das tun? Ich wusste es nicht.

Auf dem Weg zum Ausgang sah ich ein Blumengeschäft und kaufte einen großen Strauß Frühlingsblumen. Damit trat ich auf den Bahnhofsvorplatz und winkte zur langen Reihe der wartenden Taxis hin. Die Fahrt zu Helens Wohnung dauerte fast zwanzig Minuten, und der Regen hatte eher noch zugenommen. Ich war kurz davor, den Fahrer zu bitten, mich zum Bahnhof zurückzubringen. Was ich hier machte, verstieß gegen unsere Vereinbarung.

Was würdest du sagen, wenn ich samstagnachmittags unangemeldet vor deiner Tür stünde. – Ich würde mich freuen.

»Zweiundzwanzig Euro«, sagte der Fahrer.

Der Wagen hielt vor einem großen, sandfarbenen Haus aus der Gründerzeit, in dem ich bereits viele Male gewesen war. Ich stieg aus und ging zur stilvoll restaurierten Haustür hinüber. Es gab vier Mietparteien im Haus, und Helen wohnte im Obergeschoss. Ich besaß einen Schlüssel vom Haus und der Wohnung. Aber so blöd war selbst ich nicht. Stattdessen drückte ich auf den Klingelknopf. Dann starrte ich auf die Gegensprechanlage und wartete fast eine Mi-

nute. Sie war nicht da. Das hatte ich doch gewusst, oder? Ich klingelte erneut, kurz, kurz, lang. Während der Zugfahrt hatte ich versucht, mich auf diesen Moment der Enttäuschung vorzubereiten, aber irgendwie hatte es nicht funktioniert.

Ich hatte nicht die Absicht, die verdammten Blumen wieder mitzunehmen. Also schloss ich die Haustür auf und stieg die Treppe hinauf. Das Treppenhaus war mit Holz getäfelt, gepflegt und sehr still. Es wirkte trotz des trüben Wetters freundlich und einladend. Statt der sonst üblichen Hausordnungen und Verbotsschilder hingen an den Wänden sorgfältig gerahmte Drucke von Miró, die den Treppenaufstieg beinahe wie den Gang durch eine Galerie erscheinen ließen. Keine Kinder, dachte ich, als ich die letzten Stufen zu Helens Wohnung hinaufstieg, nie im Leben lassen die hier Kinder rein.

Dann sah ich den weißen Fleck an der Tür. Er war etwa handtellergroß, glänzte und war irgendwie beschriftet. Ich war jetzt vielleicht noch fünf Meter entfernt und konnte deutlich erkennen, dass der Fleck über den schmalen Spalt zwischen Tür und Rahmen geklebt war und das Wappen der Stadt Hamburg trug. Unwillkürlich war ich stehen geblieben und spürte, wie mein Hals trocken wurde. Ich trat nahe an die Tür heran, aber im Grunde hatte ich sofort gewusst, was es war: Die Tür war polizeilich versiegelt. Ich hatte so ein Siegel schon einmal gesehen. In München, vor fast achtundzwanzig Jahren. Als Mischkas Vater sich erhängt hatte.

Warum versiegeln sie eine Wohnung? – Weil sie noch nicht fertig sind mit der Untersuchung. Weil sie befürchten, dass Spuren vernichtet werden könnten. Weil es ein Tatort ist.

Ich selbst hatte es dem heulenden Mischka erklärt und war mir dabei ziemlich cool vorgekommen. Dass ausgerechnet Mischka weinte, hatte mir jedenfalls mehr ausgemacht als der Selbstmord seines Alten.

Was war hier passiert? Es musste etwas geschehen sein, während sie nicht da war. Das war es. Sie war verreist, und während ihrer Abwesenheit war jemand eingebrochen. Die Polizei hatte die Spuren gesichert und die Wohnung versiegelt. Aber warum hatte man Helen nicht benachrichtigt? Vielleicht hatte man sie nicht finden können.

Ich legte die Blumen vor die Tür, stieg die Treppe hinab und klingelte bei den drei anderen Mietern. Es war niemand zu Hause. Ich war tatsächlich allein im Haus. Unschlüssig öffnete ich die Haustür und trat hinaus ins Freie. Es regnete kaum noch, und ein kräftiger Wind hatte in die einheitlich graue Wolkenfront ein paar blaue Löcher gerissen. Ich griff in meine Manteltasche, holte die Visitenkarte heraus, die der Taxifahrer mir mit dem Wechselgeld in die Hand gedrückt hatte, und wählte die angegebene Handynummer.

Frierend wartete ich fast zwanzig Minuten auf das Taxi und versuchte, mir darüber klar zu werden, was ich tun sollte. Als der Wagen neben mir hielt, hatte ich eine Entscheidung getroffen.

»Fahren Sie mich zum nächsten Polizeirevier!«

Es war der gleiche Fahrer, der mich hierhergefahren hatte, nur dass er jetzt ziemlich misstrauisch aussah.

»Irgendwas nicht in Ordnung gewesen bei Ihrem Besuch?«

»Keine Ahnung.«

Überhaupt nichts war in Ordnung. Und ich hatte durchaus eine Ahnung. Eine schlechte, um genau zu sein.

Das Polizeirevier in der Innenstadt war ein moderner Bürokomplex mit viel Glas und Beton. Ich gelangte durch eine Drehtür in die Eingangshalle, von der eine Vielzahl von Fluren in alle Richtungen abgingen. Hinter einem mit Glas verkleideten Schalter mit der Aufschrift »Information« saß eine junge Polizistin, die mich neugierig musterte, als ich näher kam.

»Hallo«, sagte ich, »vielleicht können Sie mir helfen. Ich wollte heute Nachmittag jemanden besuchen und musste feststellen, dass die Wohnungstür polizeilich versiegelt war. Na ja, und nun möchte ich gern wissen, was da los ist.«

»Welche Straße?«

»Abteistraße 15, die Wohnung gehört Helen Jonas.«

»Moment, bitte.« Die Polizistin griff zum Telefonhörer und wählte eine kurze Nummer.

»Ich glaube, hier ist jemand für Kommissar Geldorf ... Okay, mach ich.«

Sie legte auf und lächelte mich freundlich an.

»Sie können mit den zuständigen Beamten sprechen. Gehen Sie den Flur da vorn rechts bis zur letzten Tür. Der Name steht dran.«

Ich folgte dem Flur bis zu einer Tür mit dem Namensschild: KOK Geldorf. Nach kurzem Klopfen betrat ich einen hell eingerichteten Büroraum, in dessen Mitte ein großer Schreibtisch stand, hinter dem ein dazu passend großer Mann saß. Kommissar Geldorf, der jetzt aufgestanden war, hatte mindestens die Größe von Michael Jordan, nur dass er etwa zweimal so viel wog. Er hatte kurz geschnittenes, blondes Haar und einen gutmütigen Gesichtsausdruck. Auf seiner Nase zeichnete sich ein filigranes Muster von

blauroten Äderchen ab, für das er eigentlich noch etwas zu jung war. Seine Stimme war dröhnend und jovial.

»Mein Name ist Geldorf. Was kann ich für Sie tun?«

»Nyström. Ich komme wegen der Wohnung in der Abteistraße, die Sie versiegelt haben.«

»In welcher Beziehung stehen Sie zu der Bewohnerin?«

»Wir sind befreundet. Schon ziemlich lange. Hören Sie, ich möchte gerne wissen, was ...«

»Setzen Sie sich«, sagte Geldorf und zeigte mit einer einladenden Bewegung auf einen großen Stuhl vor seinem Schreibtisch. Er selbst zwängte sich in seinen riesigen Kunstledersessel zurück und sah mich neugierig an.

»Ich will mich nicht setzen. Ich will wissen, was mit der Wohnung und mit Frau Jonas ist!«

»Woher kommen Sie?«

»Ich bin vor etwa einer Stunde aus München angekommen und habe die Wohnung von Frau Jonas versiegelt vorgefunden. Und ich will jetzt endlich wissen, was los ist.«

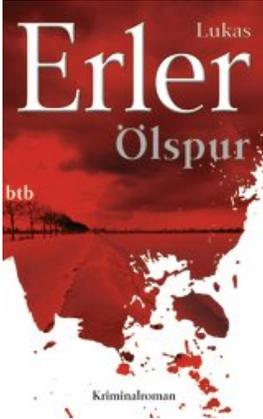
»Es tut mir sehr leid«, sagte Geldorf. Sein Gesicht war nun völlig ausdruckslos. »Frau Jonas ist tot.«

Mit einer ungeschickten Bewegung griff ich nach dem Stuhl, den er mir angeboten hatte, und schaffte es, mich hinzusetzen, bevor meine Beine nachgaben.

»Was ist passiert?«

Geldorf drückte auf die Taste einer Gegensprechanlage auf seinem Schreibtisch. Sekunden später öffnete sich die Tür, und ein junger Mann in Jeans und Flanellhemd kam herein. Er nickte mir zu und sah Geldorf fragend an.

»Das ist Kommissar Born«, sagte dieser, zu mir gewandt, »er wird Ihnen erzählen, was wir über den Tod von Frau Jonas wissen.«



Lukas Erler

Ölspur
Kriminalroman

Taschenbuch, Broschur, 336 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-74309-4

btb

Erscheinungstermin: Februar 2012

Der Neuropsychologe Thomas Nyström reist von München nach Hamburg, um seine Geliebte zu sehen, die Journalistin Helen Jonas. Doch er findet ihre Wohnungstür versiegelt vor: Helen Jonas ist tot. Natürliche Todesursache meint die Polizei, doch Nyström glaubt nicht daran, genauso wenig wie die jüngere Schwester der Toten. Tatsächlich entdecken die beiden, dass Helen einem Umweltskandal auf der Spur war, der vor Jahrzehnten eine gigantische Meeresverseuchung zur Folge hatte ...

 [Der Titel im Katalog](#)